lösen. Bis auf den heutigen Tag wird diese sinnige Sitte in manchen Gegenden geübt, nur mit dem Unterschiede, daß die Schicklichkeit jetzt statt eines wahren Strumpfbandes ein rosenfarbenes Band nimmt, das um den Fuß der Braut geschlungen wird. Ein bekannter Sittenschilderer Frankreichs sagt darüber: Gegen das Ende des Hochzeitsmahles schleicht sich ein Kind unter den Tisch, um dies Band bei der Braut zu lösen, und überreicht es dem Junggesellen, der des Bräutigams nächster Verwandter ist.

Aber wir brauchen nicht einmal über die Grenze zu wandern, um solcher Sitten teilhaftig zu werden: Herrschte doch an vielen Höfen im heiligen römischen Reiche deutscher Nation jene feierliche Strumpfbandlösung, die, ein Symbol des Gattenrechts, öffentlich an der Braut vorgenommen wurde. Mit großem Pomp und einem Aufwand von vielen Zeugen kniete der fürstliche Bräutigam vor seiner eben angetrauten Gemahlin nieder, und was für uns heute der schlichte Ringwechsel ist, galt damals der Hofgesellschaft jene ahionderliche Strumpfband-Zeremonie. Das kostbare Band blieb nicht in den Händen des Gatten, dem Oberhofmeister überreichte er es, und dieser zerschnitt die goldgewirkte Seide, die meist Jahr und Tag der Trauung eingestickt trug, und verteilte die einzelnen Streifen und Teilchen an die Festgäste. Heute noch gilt am Hofe zu Preußen die nämliche Sitte, aber es wird dabei natürlich nicht das wirkliche Strumpfband der Braut an die Fürstlichkeiten verteilt, sondern nur ein symbolisches Band. Es würde auch das Strumpfband eines Riesenfräuleins dazu nötig sein, um all die zahlreichen Festgäste mit diesem Andenken zu beschenken. So begnügt man sich mit einigen Ellen Bandes, die als Strumpfband der königlichen Braut gedacht und bezeichnet sind.

Ein unscheinbares Ding, ein Gebrauchsgegenstand von untergeordneter Bedeutung im Gesamtwerk der weiblichen Kleiderkunst, — ein schlichtes Mädchen der betäubenden Maschinerie, die wir „Damenputz" nennen, hat das Strumpfband, trotz seiner bescheidenen Dienstleistungen viel Ehren genießen dürfen, im Wechselspiel der Zeiten. Seine bevorzugte Stellung in den Tagen galanter Abenteuer ist heute freilich geschwunden und so bekommen profane Augen diese „kulturhistorische Größe" nur selten zu sehen. Denn hinter der verschwiegenen Wand des Schleppkleides ist der Wohnsitz des Strumpfbandes; Schicklichkeit und gute Sitte habe es dorthin verwiesen. Aber Frau Mode ist eine launenhafte Königin, und sie nimmt es zu Zeiten auch mit dem guten Ton nicht gar so genau. Vor Kurzem erst hörte man davon, daß die Schönheiten der Pariser Bühne geschlitzte Röcke anzulegen lieben, um die Kostbarkeit ihrer Strumpfbänder aller Welt vorzuführen.

Lustige Ecke.

* **In guter Ehe.** A.: Nun, wie gefällt Dir die Ehe? — B.: Nicht immer gut. — A.: Warum? Was ist los? — B.: Ja, siehst Du, das erste, was meine Frau am Morgen spricht, ist: gib mir Geld! Komme ich zum Mittagessen, dasselbe Lied: gib mir Geld! Und abends wieder die nämliche Melodie! Nichts als Geld, Geld, Geld! — A.: Was fängt denn Deine Frau mit all dem Gelde an? — B.: Ich weiß nicht! Ich habe ihr noch nie welches gegeben!

*

* **Immer Professor.** Professor: Was weinst Du denn, Kleiner? — Junge: Mein Geld ist mir verloren gegangen. — Professor: Ach was! Nach dem Gesetz von der Erhaltung der Kraft geht nichts verloren!

*

* **Auf dem Sommertheater.** Der Regisseur: Wieviel Musen haben Sie? — Der Chormeister: Neun! — Der Regisseur: Neun? Das geht nicht! Nehmen Sie zehn . . . auf jede Seite der Bühne fünf!

*

* **Verwickelt.** A.: Schon gehört, Duncan tanzt morgen englische Balladen und amerikanische Negerlieder! — B.: Hören S' auf, das versteht ja kein Mensch! — A.: Oho! Meisterin tanzt Sachen doch in Esperanto!

*

* **Aus Berlin.** Berliner Autographensammler: Dieses hier ist das kostbarste Stück meiner Sammlung: eine Postkarte mit eigenhändiger Unterschrift des Hauptmanns von Köpenick. Dieses hier ist bloß ein Brief von Goethe.

*

Der lebende Hammer. In einem Landhause, zu dessen Insassen seit Jahren auch eine zahme Schildkröte gehörte, die ihr Winterschlafchen stets in einer Kohlenkammer neben der Küche hielt, wurde zum Jahresbeginn eine neue Köchin engagiert. Eines Tages erscholl aus den unteren Regionen ein fürchterliches Geschrei. Die anwesenden Familienmitglieder stürzten entsetzt in die Küche. Da stand Phyllis und deutete mit zitternder Hand auf die erwachte Schildkröte, die sich langsam auf sie zu bewegte. „Herr des Himmels", wimmerte die Kochkünstlerin, „der Stein ist lebendig geworden, der Stein, mit dem ich so lange die Kohlen zerklopft habe!"

*

Der kleine Mann. Der „Münch. Jugend" wird erzählt: Ein Mann, den die Dorfbewohner wegen seiner auffallend kleinen Figur oft verspotten, wurde einst gefragt, ob er nicht bald in den heiligen Stand der Ehe treten wolle. Er erwiderte, daß ihm die Lust dazu fehle. Denn wenn er vor dem Altar stände, würde der Pfarrer sagen: „Junge, geh' mal hier weg! Hier kommt der Bräutigam hin!"

Knackmandeln.

Auflösung des Rätsels aus Nr. 29:

„Monument — Moment."

Richtige Lösungen gingen ein 62. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug 74. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: Johannes Streit, Berta Peter, Gertrud Herrmann, Frau Schmidt, Frau E. Weber, A. König, Margarete und Gertrud Schaper, Lore Lehmann, Hildegard Hecht, Paul Flemming, Frau Frida Hildebrand, K. Schröder, Frida Standop, R. Küpp, O. Haußleiter, E. Stift, C. Herm, Walter Schlurick, Fr. Golhe, Zentzsch, Frau Mimi Wipplinger, Anna Schütze, Frau W. Löther, Frau H. Marschau, Frau Emmy Faust, Dora Kober, Max Politz, Frau Wipplinger, K. Schauer, Frau Hennig, Klara Hartmann, Paul Hilpert, Frau Dr. C. Kleemann, Margarete Jobel, L. Woop, M. Brückner, Anna Krausewitz, Frau Neußner, P. Klingner, A. Krause, Frau Anna Brauner, Frau Hedwig Kraemer, K. Günther, M. Schroeter, Käthe Breitter, Gustav Bierbrauer, Georg Ebert, H. Haring, Paul Hüllemann, Fr. Guilland, H. Marschau;

von auswärts von: H. Teubner, Serbitz, F. Leisering, Niemberg, Frau Mia Dahn, Merseburg, Frl. Bracker, Gröbers, Else Kolbe und Hulda Wagner, Cönnern, Oskar Dietrich, Wernigerode, M. Zenker, Merseburg, Fr. Sträß, Bitterfeld, Welp. Klühsendorf, Ammendorf, Karolus Freygang, Merseburg, Hans und Eleonore Pelz, Diemitz, Karl Preußer, Seeben.

Prämie: Gerstäcker „Unter Palmen und Buchen".

entfiel auf **H. Teubner**, Serbitz.

Rätsel.

Nicht selten wird die Erste durch die Zweite
Der Freiheit, ja, des Lebens selbst beraubt;
Drum sucht sie fliehend, wenn man naht, das Weite
Wird sie doch oft dem Menschen noch zur Beute,
Selbst da, wo ihm die Zweite nicht erlaubt.
Das Ganze kümmert sich um keine Sorgen,
Es ist ein überlustiger Patron,
Denkt beim Genuß nicht an den künft'gen Morgen,
Bis spät oft Reue wird des Leichtsinns Lohn.

Prämie: Schillers Werke, 4 Bde., eleg. geb.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntag-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Donnerstag früh an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

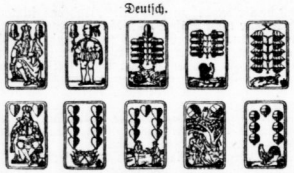
Skataufgabe.

a b c d die vier Farben; A Aß; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; V M H die drei Spieler.)

V, der Vorhandspieler, behält Wendespiel auf folgende Karte:

aK, D, 9, 8; b10; cK, 8, 7; dA, 7.

Deutsch.



Französisch.

Treff-König, Treff-Dame, Treff-Neun, Treff-Acht, Pique-Zehn, Coeur-König, Coeur-Acht, Coeur-Sieben, Carr.-Aß, Carr.-Sieben.

Er wendet eine Sieben, findet noch ein Aß. Die Karten sitzen so günstig, daß er mit Schneider gewinnt. M hatte 45 Augen weniger in der Hand als H. Wie saßen die Karten? Wie ging das Spiel?

Lösung der Skataufgabe aus Nr. 27.

Kartenverteilung:

V. aK, D. 9, 8, 7; b10, K, D, 9, 8.
M. a cB; bA, 7; c10, K, 7; dA, 9, 8.
H. b dB, cA, D, 9, 8; d10, K, D, 7.
Skat: aA, 10.

Spiel:

Wenn V a anspielt, wirft M sein bA ab und nimmt nur die beiden letzten Stiche (b10, cB, dB = 14 und aB, bB, bK = 8); wird b angespielt, geht M mit bA darüber, um b7 nachziehen zu können, erhält also einen Stich mehr. H braucht überhaupt keinen Stich zu nehmen

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Ludwig Stettenheim. — Druck und Verlag von W. Kutschbach. Beide in Halle a. S.

hallesche
Familien-Blätter
Wöchentliche Gratis-Beilage des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis.

Nr. 30 Halle a. S., den 25. Juli. 1909

Die zweite Ehe.

Novelle von Gertrud von Hagen-Bethacke.

Die Trauung war vorüber. — Ein Essen im intimen Freundeskreise folgte. — Die junge Frau hatte sich in ihre Zimmer zurückgezogen. Sie schickte die Schwägerinnen fort und auch die Zofe. Allein wollte sie sein, sich ohne Hilfe umkleiden.

Eine Weile blickte sie den Hinausgehenden nach. Ihre Hände zerrten an dem Spitzentaschentuch, welches sie hielten. Endlich nahm sie den kostbaren, weißen Rosenhut aus ihrem Haar.

Vor sechs Jahren hatte ein Brautkranz darin geruht. Ein Mann — ihr erster Mann löste denselben aus ihren Locken, langsam, vorsichtig, als fürchte er die Blüten zu verderben. Dann hatte er ihr die Haare aus dem erhitzten Gesicht gestrichen und einen Kuß darauf gedrückt.

Weshalb sie wohl heute an all dieses denken mußte? — Sie streifte die Handschuhe von ihren Armen. — Breit und neu glänzte ein Traureif an ihrer rechten Hand. Auf dem Finger daneben trug sie noch einen Ring von ihrem früheren Gatten. Er schenkte ihn ihr nach der Geburt ihres ersten Kindes. Dieser, von einem schmalen Goldrand gefaßte große Brillant hätte sie längst erinnern können, daß er nicht mehr zu ihr gehörte. Wie schwer er sich vom Finger löste! Sie legte ihn auf den Toilettentisch. Dort mochte er bleiben, als hätte sie ihn zufällig vergessen.

Ihr Erstgeborener! Wenige Stunden war er alt, als sie ihn sich staunend angesehen, während er mit in sich geballten Fäustchen schlief. Und als fühle er ihren Blick, hatte er unvermittelt die Augen aufgeschlagen und seine junge Mama fragend angeguckt, genau wie sie ihn. Sie war sehr glücklich gewesen damals.

Frau Erna griff nach dem Ringe. Ob es unrecht war, wenn sie ihn von sich gab? Durfte sie das überhaupt?

Dürfen?! Hatte sie jemals danach gefragt — nein! Sie wußte, sie war jung, schön, das Leben gehörte ihr und sie gestaltete es sich, wie sie wollte. Das Schicksal hatte ihr bis jetzt kaum einen Wunsch versagt, so sehr verwöhnte es sie. Und nun — gewiß durfte sie den Ring hier lassen, wenn es ihr beliebte. Eine ihrer Schwägerinnen mochte ihn später tragen.

Doch wozu diese Sentimentalität? Ihre größte Freude waren wertvolle Schmucksachen. Warum sollte sie sich dieses Stückes berauben, solange es ihr gefiel? Sie nahm den Ring in die Hand. Welch reines Feuer der Stein ausstrahlte. Was war das? Er trübte sich — Tränen fielen auf ihn herab.

Siebzehn Jahre war Erna gewesen, als sie zum ersten Male heiratete, ihr Gatte bedeutend älter, anfangs der vierziger. Die erste Zeit ihrer Ehe wohnte das Glück bei ihnen. Er liebte sie zärtlich, und sie sah bewundernd zu dem gereiften, geistig bedeutenden Manne neben sich auf.

Zwei Knaben hatte sie ihm geboren. Vor Gesundheit strotzende, herzige Kerlchen, die beide dem Vater sehr ähnelten! O, sie war sehr stolz, wenn sie mit ihren Söhnen spazieren ging!

Ihr Mann verzärtelte sie, nachdem sie ihm die Kinder gegeben, nur noch mehr. Sie wußte oft nicht, was sie vor Liebermut beginnen sollte. Man machte ihr den Hof. Das kam ihr sehr lustig vor, und sie lachte sich halbtot über jeden neuen Verehrer. Allen, allen mußte sie die Köpfe verdrehen, bloß zum Spaß.

Anfangs achtete ihr Mann nicht darauf. „Sie ist eben ein Kind", damit entschuldigte er ihre Streiche. Schließlich, als es Erna zu toll trieb, kam eine Stunde, in der er ihr Vorstellungen machte. Er nahm sie auf den Schoß und redete leise mit ihr. „Man soll mein kleines Frauchen nicht kokett nennen", schloß er seine Ermahnungen.

Frau Erna ärgerte sich. Nun gerade wollte sie von ihrer Freiheit nichts missen.

Gab sie ihrem Manne ernsten Anlaß zu Sorgen? Nein! Sie würde ihm zeigen, wie wenig sie sich um seine Reden kümmerte. „Warte!" sagte sie, drehte sich auf den Hacken herum und verschwand aus dem Zimmer.

War sie bis dahin unbewußt kokett gewesen, so wurde sie es jetzt vorsätzlich. Besonders der Freund ihres Gatten, der junge, reiche Charles Behrendt, sollte ihr zu Füßen liegen. Das würde eine Strafpredigt setzen! Sie freute sich schon im voraus darauf.

Charles Behrendt gehörte zu jenen von Mädchen und Frauen stark bevorzugten Männern, die schließlich blasiert den heftigsten Anstürmen eine gewisse Kälte entgegenbringen.

Auch Erna konnte sich keiner Bevorzugung seinerseits rühmen. Doch, einmal, sie entsann sich genau, küßte er ihre Hand, und seine Lippen hatten merkwürdig dabei gezittert. Danach vermied er selbst diese Höflichkeit.

In jenen Tagen hatte sein Zurückziehen ihren Ehrgeiz verletzt, nun stachelte es ihre Eroberungslust an. Aber all ihre Mühen scheiterten in nichts.

Sie weinte, trotzig und wild! Wo er ihr unerreichbar schien, liebte sie Charles plötzlich wahnsinnig. Wenigstens bildete sie sich das ein.

Eine volle Woche schmollte sie mit sich und der ganzen Welt. Dann faßte sie einen Entschluß, den sie auch sofort ausführte.

Sie betrat das Arbeitszimmer ihres Gatten. Ein großer, holzgetäfelter Raum mit dunkel gehaltenen Möbeln war es. Durch die heruntergelassenen Jalousien drang nur an einer Stelle ein schmaler Sonnenstreifen und brach sich in einer geschliffenen Vase; auf diesen glitzernden Streifen sah Frau Erna hin, bis ihr die Augen wehtaten. Und dabei sagte sie, jedes Wort betonend, daß sie ihrem Manne nicht mehr gehören wolle, weil sie Charles Behrendt viel hübscher fände und daß sie nichts dagegen hätte, wenn er es seinem Freunde wiedererzählte.

Zu sich herumgerissen hatte sie ihr Gatte, daß sie ihn anblicken mußte. Blutrot war sein Gesicht, und an den Schläfen schwollen dicke Adern auf. „Ich habe es kommen sehen," sagte er dumpf. „Aber ich wollte es nicht glauben. Charles verkriecht sich vor uns, er will unseren Frieden nicht stören. Der hat wenigstens Selbstbeherrschung. Du hingegen — du quälst ihn und mich." Die Finger ihres Mannes gruben sich in ihre Arme. In seinen Zügen lag Furchtbares. Ganz angst wurde ihr dabei.

„Laß mich los", rief sie, „laß mich los!" Erna floh hinauf in ihr Schlafzimmer. Sie schluchzte unaufhörlich: „Wie schrecklich, er hat mir weh getan, wie schrecklich!"

Dann wurde ihr klar, daß ihr Mann mehr ahne wie sie, daß Charles ihm gegenüber sich verraten. Und allmählich stieg ein unbeschreiblich frohlockendes Gefühl in ihr auf. „Gesiegt hatte sie, wiederum gesiegt!"

Eilig suchte sie ein Straßenkleid hervor und zog sich um. Ihr Hals zeigte schmale rote Streifen, die von der wuchtigen Hand ihres Mannes herrührten, und sie fürchtete sich immer mehr vor ihm.

Nein, sie wollte nicht bei ihm bleiben, keine Stunde mehr! — Wie konnte er sich an einer Frau vergreifen! Charles würde das nie tun. Charles, der sie nicht beachtete und doch liebte! — Für ihn wollte sie es wahr machen, was sie zuerst nur als Laune empfunden, sie wollte sich wirklich von ihrem Gatten trennen.

Sie bestellte einen Wagen und fuhr zur Bahn. Von dort aus telegraphierte sie ihrem Manne: Reise zu Onkel Edu und komme nicht wieder.

Und sie hatte ihren Kopf durchgesetzt, sie war nicht zurückgekehrt. Aus reinem Trotz nicht. — Auch hatte sie immer an Charles denken müssen.

Der verlassene Gatte reiste Erna nach. Er wollte eine Aussöhnung mit ihr herbeiführen. — Sie ließ ihn mit Onkel Edu sprechen, und als er sich nicht damit begnügte und zu ihr wollte vorriegelte sie sich in ihre Stube. So mußte er unverrichteter Sache wieder gehen.

Die Scheidung wurde eingereicht. Es waren häßliche Tage, die nun folgten. Die einzigen, welche Erna in ihrem Dasein als entsetzlich unangenehm empfunden. Von allen Seiten regneten Vorwürfe auf sie ein. Selbst Onkel Edu zankte mit ihr. Er, der sein verwaistes Mündel sonst nicht genug hätscheln konnte.

Trotzdem ertrug Erna alles mit erstaunlichem Gleichmut. Ja,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19090725059/fragment/page=0001

eines Morgens sang sie von früh bis spät durchs Haus, treppauf, treppab, genau wie sie es als junges Mädchen getan. Der Briefbote hatte ihr ein Schreiben von Charles gebracht.

Kurz darauf erhielt Onkel einige Zeilen, die ihm den Besuch Behrends ankündigten. Eine lange Unterredung war es, welche die Herren miteinander führten. Aber Onkel schien sehr zufrieden damit.

„Erna!ind" — rief er, — er hatte sie lange nicht so genannt — „Erna!ind, komm rasch zum Onkel!"

Sie flog die Treppen hinunter und Onkel Edu nahm sie in seine Arme. „Er ist ein Ehrenmann, Ernchen, und Du hast es ihm furchtbar angetan. Meinetwegen heiratet Euch, aber daß Du mir bei diesem Manne bleibst, Schoßschwerenot!" Der Alte führte sein Mündel lustig scherzend dem ungeduldig Harrenden entgegen.

„Charles", rief sie. Da hielt er sie auch schon umschlungen und erzählte, was er ausgestanden in seiner Liebe zu ihr, indem er die Pflichten gegen den Freund nicht verletzen wollte.

Das alte herrliche Leben begann wieder. Sie wurde geliebt, verzogen! In der Verlobungszeit kam sie kaum wieder zu sich. Seine vielen Briefe, die sie beantworten mußte, die Freude, wenn er sein Kommen anzagte, die Besuche seiner Verwandten — das alles hinderte sie, auch nur momentan ernsthaft über sich nachzudenken.

Die Aussteuer wurde von Behrendt besorgt, er wollte sie damit überraschen. Da saß sie dann und malte sich aus, wie es werden würde in ihrem neuen Heim. Und die Reisen beschäftigten Erna, welche sie zusammen machen wollten. Sie würden lange unterwegs sein. Charles hatte ja so unermeßlich viel Geld. Wie sehnten sie beide den Tag der Vermählung herbei. In steter Ungeduld glichen sie zwei ganz jungen Menschenkindern, die mit unzähligen Illusionen das geheimnisvolle Land der Ehe betreten.

Nun waren die Trauungsfeierlichkeiten vorüber, und sie erinnerte sich, daß sie dieses genau so schon einmal erlebt und — daß sie zwei süße, kleine Jungens hatte, die ihr für immer genommen waren. Ob sie nie nach der Mutter fragen würden? Otto war doch schon verständig. Vielleicht weinte er gar nach ihr? Und wenn sie größer würden, die Kinder, und der Vater ihnen erzählte, daß ihre Mama davongelaufen — einfach auf und davon, ohne nach Otto und Fritzchen zu fragen, daß sie ihnen allen einen so großen Schmerz bereitete.

Wieviel Kummer hatte sie ihrem Manne gemacht! Ihrem Manne? Das war er ja gar nicht mehr. Sie gehörte fortan einem anderen. Für sie gab es kein Zurück. Nicht einmal denken durfte sie an jenen, wollte sie Charles nicht untreu werden, dem sie soeben Treue geschworen. Ein Schwur umß ein ganzes, langes Leben halten. Doch, ihrem früheren Gatten hatte sie auch geschworen und —

„Nicht denken, nicht denken!" Die Frau riß das schwere Damastkleid ab, welches in knappen Falten ihre Figur umschloß. Sie griff nach dem Reisekostüm.

An der Tür klopfte es.

„Charles?" Er kam, sie zu holen. Hastig kleidete sie sich an.

„Der Wagen wartet schon, Lieb!"

Sie öffnete.

„Du siehst bekümmert aus?" Er nahm ihren Kopf in beide Hände und sah ihr ernst in die Augen.

„Ja, ich —"

„Sage mir alles!"

Sie nahm den Ring von dem Toilettentisch. „Darf ich das mitnehmen in unsere Ehe? Es ist ein Andenken an meinen ältesten Buben."

Bis jetzt hatte sie ihm gegenüber kein Wort von früher gesprochen und das beängstigte ihn. Besaß sie so wenig Vertrauen zu ihm oder zeigte dieses einen Mangel seelischen Empfindens? Es schien ihm unmöglich, daß eine Frau ein Stück ihres Lebens völlig vergaß.

„Hast Du eben an Deine Knaben gedacht?" fragte er weich.

Sie barg weinend den Kopf an seiner Brust.

„Und auch — an meinen, unseren früheren Freund?"

Erna nickte.

„Heute beginnt ein neues Leben für Dich, laß uns zusammen in diesem neuen des früheren erinnern. Wie wir gehandelt haben, müssen wir es mutig tragen auf gleichen Schultern. Hörst Du, Erna — mutig und froh!"

Sie machte sich von ihm los. „Komm", sagte sie schlicht und schritt ihm voraus.

Es begegnete ihnen niemand, als sie das Haus verließen. So hatten sie sich es gewünscht. Im blumengeschmückten Vestibül blieb Frau Erna Behrendt stehen. Sie sah Charles mit scheuer Zärtlichkeit an. Er hatte so männlich zu ihr gesprochen und — gleichberechtigt! Das war ihr neu. Jetzt wußte sie, was ihr die letzten Jahre gefehlt. Man hatte sie wie als erwachsenen Menschen gelten lassen. Immer als Kind behandelt, war sie Kind geblieben, ungezogen, mit allen Fehlern jenes Alters. Diese Stunde, die sie allein durchrungen, hatten sie gereift, und Charles hatte ihre Kämpfe verstanden und sie über das Bittere in ihren Empfindungen hinweggeleitet.

„Charles", sagte sie und legte ihren Arm in den seinen, „wir werden sehr glücklich werden."

Er hob seine Frau in die Equipage. Die Vollblüter zogen an, sie fuhren dem Bahnhofe zu. Die Hände der Neuvermählten schlossen sich in festem, innigem Druck. Eine blasse junge Frau schmiegte sich an die Schulter ihres Gatten und hoffte auf den Frühling unter dem blauen Himmel Italiens, dem sie entgegenfuhren — und auf den zweiten Lebensfrühling in ihr selbst.

Miß Crooker's Haarfarbe.

Humoreske von Adolf Stark.

Miß Crooker war unstreitig der Stern der Saison. Wenn sie in ihren eleganten Pariser Toiletten, den blonden, wohlfrisierten Kopf stolz in den Nacken geworfen, über die Promenade rauschte, blieben die Leute stehen, blickten ihr nach und raunten sich zu, daß dies Miß Crooker sei, die reiche Miß Crooker, die Tochter und Erbin von Samuel Crooker aus Cincinnati, welcher drüben über dem großen Wasser den Beinamen des „Schweinekönigs" erhalten hatte. Und wenn dies auch nur scherzhaft gemeint war mit dem Königstitel, so gab es doch genug Leute, die sagten, Miß Crooker brauche sich vor keiner wirklichen Prinzessin zu schämen, und in bezug auf Reichtum sei sie wohl allen Prinzessinnen der ganzen Welt über. Die Frauen meinten höhnisch, es sei wohl nur dieser Reichtum, welchem es zuzuschreiben sei, daß die hübschesten jungen Leute des kleinen Bades — und deren gab es hier nicht gar zu viele — nur für die „reiche Amerikanerin" Augen hätten und Tag und Nacht hinter ihr drein waren. Alle sagten das, nur Karl Richter sagte es nicht, einerseits deshalb, weil ihm jeder Tratsch zuwider war, und dann auch aus dem Grunde, weil er überzeugt war, ein Weib wie Mabel Crooker brauche keine Millionen, um einem Manne begehrenswert zu erscheinen. Die Wahrheit zu sagen, war Karl Richter bis über beide Ohren in die schöne Amerikanerin verliebt, und natürlich wußte es die ganze Stadt, obgleich er in seiner Unerfahrenheit glaubte, das Geheimnis ruhe wohl verborgen in seiner Brust. Die Damen und Herren ließen sich das billige Vergnügen nicht entgehen, über den deutschen Ritter Toggenburg ihre Glossen zu machen, denn darüber waren alle einig, daß er keine Aussicht auf Mabels Hand hatte. Wenn diese amerikanische Milliardärin sich überhaupt einfangen ließ, so kamen nur zwei Bewerber von all den vielen ernsthaft in Betracht, das waren der Graf Steinberg, für den sein alter Adel sprach — und man weiß doch, wie diese amerikanischen Schweinegächterstöchter auf solch einen Adelstitel fliegen —, oder François Dupari, der bildhübsche Pariser, für welchen heimlich alle Frauen und Mädchen schwärmten. Die Herren meinten zwar, er sei nicht viel Besseres, als ein Abenteurer, aber seine treue Gemeinde unter den Damen wollte das nicht zugestehen. Er hatte geäußert, er gedenke demnächst bei den Wahlen sich kandidieren zu lassen, und die Frauen zweifelten nicht, daß ein Adonis wie er es in kürzester Zeit zum Minister bringen müsse.

Uebrigens bekam Miß Crooker kaum etwas von diesem Getratsch zu Ohren, denn sie verkehrte mit niemandem, ausgenommen mit ihrer Begleiterin, die übrigens keine vertrocknete Anstandsdame, sondern ein bildhübsches, schwarzlockiges Mädchen war. Die Gesellschaft wollte wissen, Miß Ellen sei die Tochter eines vornehmen, aber verarmten Herzogs und eine Pensionsschwester der Milliardärin. Tatsächlich hutzen die Mädchen einander.

Mabel und Ellen saßen auf der Terrasse des Kurgartens. Ein ganz leiser Wind kam über die weite Fläche des Sees her, am Horizont hob sich in scharfen Umrissen der phantastisch gezeichnete Felsen ab, und die Wellen rollten leise plätschernd den Strand herauf, beinahe bis zu den Füßen der Damen.

Da tauchte der schönfrisierte Kopf Monsieur Duparis vor ihnen auf und wenige Sekunden später hinter ihm die breitschulterige Gestalt Steinbergs. Die beiden wichen nicht von einander, nicht aus Freundschaft, sondern weil sie sich gegenseitig belauerten und einer dem anderen ein Alleinsein mit Mabel nicht gönnnen wollte.

Die Amerikanerin hörte müde und gelangweilt den Schmeicheleien der beiden Ritter zu. Oder besser gesagt, sie hörte nicht zu, sondern blickte hinaus ins Leere und war träumerisch, ohne an etwas zu denken, die schönen, runden Kiesel, die den Boden bedeckten, hinaus in den See, wo sie, weite Wellenkreise ziehend, verschwanden. Plötzlich unterbrach sie mit einer brüsken Bewegung Monsieur in seinen schönsten Phrasen. Sich aufrichtend, blickte sie ihre beiden Verehrer scharf an und sagte: „Vielleicht wird Ihnen das, was ich jetzt sage, unweiblich erscheinen, aber wir Amerikanerinnen sind eben anders gartet, als Ihre europäischen Frauen. Also, kurz und gut, meine Herren, ich gehe wohl nicht irre, wenn ich annehme, daß Sie mich heiraten wollen?"

Ein wenig verblüfft schrieben die beiden Freier. Miß Mabel fuhr nach einer kurzen Pause fort: „Sie beide haben mir schon ein Dutzend mal erklärt, daß Sie mich lieben. Selbstverständlich gilt Ihre Liebe nur meiner Person und nicht meinem Gelde. Aber, um Sie vor einer Enttäuschung zu bewahren, will ich Sie auf eine Möglichkeit aufmerksam machen. Sie halten mich für die Milliardärstochter Mabel Crooker, nicht wahr? Nun, es ist ja möglich, das ich das bin, es ist aber auch etwas anderes möglich. Könnte nicht die da" — sie legte die Hand um den Hals ihrer Begleiterin — „die echte Miß Crooker sein, welche, um sich vor Mitgiftjägern zu schützen, einfach mit mir, der armen Gesellschafterin, die Rollen getauscht hat?"

Bei diesen Worten machten die beiden Freier so verblüffte Gesichter, daß die Mädchen laut auflachen mußten. Miß Mabel fuhr fort: „Ja, meine Herren, das ist eben jetzt die Frage. Sehen Sie, wie Sie sich aus der Affäre ziehen. Ich wiederhole nochmals: bedenken Sie wohl, ehe Sie freien. Bis morgen in der Frühe gebe ich Ihnen Bedenkzeit. Und damit für heute Adieu und auf Wiedersehen!"

Sie schritt davon, und diesmal vergaßen die beiden Anbeter ganz, ihr zu folgen. Erst als die beiden Mädchen längst verschwunden waren, tauchten auch Steinberg und der Franzose auf, um auf verschiedenen Wegen ihr Hotel aufzusuchen.

„Eine verdammte Geschichte das!" brummte Steinberg. „Eine verteufelte Kröte, einem so einen Floh ins Ohr zu setzen. Ich glaube zwar nicht, daß es wahr ist, wenn es ist, gewiß nicht wahr, es ist nur eine Probe, um herauszubekommen, ob wir es nicht auf ihr Geld allein abgesehen haben. Aber wenn es doch wahr wäre? Verdammte Geschichte das, verdammte Geschichte!"

Und er zerbrach sich den ganzen Tag den Schädel, ohne zu einem Resultat kommen zu können.

Das gleiche tat der schöne François, aber er war schlauer, als sein Nebenbuhler, und das Resultat seines Nachdenkens war ein Telegramm, welches er noch am gleichen Morgen nach Cincinnati an ein Detektivinstitut kabelte, dessen Adresse er ausfindig gemacht hatte. Der Inhalt war ganz kurz: „Welche Haarfarbe hat Miß Mabel Crooker?"

Mit Blitzgeschwindigkeit lief der elektrische Funke um den halben Erdball, legte am gleichen Tage denselben Weg noch in umgekehrter Richtung ein zweites Mal zurück, und am Abend hielt Dupari triumphierend ein Telegramm in den Händen, welches kurz meldete: „Miß Mabel Crooker ist schwarzhaarig."

Die Folge dieses Telegramms war, daß der schöne François noch am gleichen Abend seine Koffer packte, seine Rechnung beglich und abdampfte. Ein Glück, daß das Mädchen noch rechtzeitig gesprochen hatte. Da wäre er bald schön hineingefallen. Schade um die vielen Millionen. Wenn er das geahnt hätte! Aber natürlich, jetzt auf einmal die Front wechseln und seine Verehrung der Schwarzhaarigen darbringen, das ging doch nicht an. Also zog er es vor, seinen Schauplatz anders wohin zu verlegen. Das Telegramm vergaß er in der Hast des Einpackens auf dem Tische des Zimmers, und dort fand es eine Stunde später Karl Richter, der sich bis dahin in dem überfüllten Hotel mit einem bescheidenen Kämmerchen hatte begnügen müssen und nun das erste freiwerdende anständige Zimmer eingeräumt bekam.

Richter war durchaus nicht dumm; imGegenteil: nur kam seine natürliche Klugheit bei seiner Schüchternheit und seiner gesellschaftlichen Unbeholfenheit nicht so recht zur Geltung. Aber, wie gesagt, dumm war er nicht, und so hatte er bald den Zusammenhang zwischen dieser Depesche und der plötzlichen Abreise herausgefunden. Die Folge war eine Art Stegestanz, den er im Zimmer aufführte und den zum Glück keines Zweiten Auge sah, weil sonst die Ehrfurcht vor dem gelehrten Herrn Privatdozenten sehr ins Wanken gekommen wäre. Dann, als sein erster Jubel vorüber war, kleidete er sich sorgfältiger als sonst an, stieg in den Speisesaal hinab und wußte es durch ein gutes Trinkgeld an den Oberkellner so einzurichten, daß er des Franzosen Platz an Miß Mabels Seite erhielt. Das junge Mädchen konnte sich über das veränderte Wesen des deutschen Gelehrten nicht genug wundern, der sie sonst nur von ferne angeschwärmt hatte und heute auf einmal so unternehmend, ja übermütig erschien. In ihrer offenen Weise fragte sie ihn nach der Ursache dieser Veränderung.

Dr. Richter lachte fröhlich auf. „Der Grund ist derselbe, der Monsieur Dupari zur plötzlichen Abreise bewogen." Dann erzählte er dem Mädchen von der aufgefundenen Depesche und wie er sich alles zusammengereimt habe.

Staunend blickte Mabel zu ihm auf. „Und das stimmt Sie so fröhlich, daß ich gar nicht Miß Mabel bin?"

Er nickte. Dann, seinen Gefühlen nachgebend, gestand er ihr alles, was er auf dem Herzen hatte. Wie er sie schon seit langem geliebt, aber nicht zu sprechen gewagt habe, weil ja doch eine Millionärin keine Frau sei für einen armen deutschen Privatdozenten, und wie er jetzt den Mut habe, weil sie selbst arm sei, um sie zu werben.

Am gleichen Abend, als die blonde Amerikanerin und der Privatdozent sich „Gute Nacht" sagten, küßten sie einander. Und beide schliefen nur wenig in dieser Nacht.

Am anderen Morgen erschien Dr. Richter feierlich in Frack und weißer Krawatte. Mabel kam ihm entgegen, und ehe er dazu kam, seine gesetzte Werbung anzubringen, küßte sie ihn resolut auf den Mund, so daß alle die schönen Worte ungesagt blieben. Aber es war ihm nicht leid darum.

„Und wenn ich nun wirklich die richtige Miß Mabel wäre?" fragte die glückliche Braut, „würdest Du mich meines Geldes wegen sitzen lassen?"

„Jetzt nicht mehr, wo ich weiß, wie schön es ist, zu lieben und geliebt zu werden", lachte er. „Aber zum Glück weiß ich, daß Du es nicht bist. Die richtige Miß Mabel hat ja schwarzes Haar."

Sie setzte sich auf seinen Schoß und blickte halb ängstlich, halb übermütig zu ihm auf. „Sie hatte schwarzes Haar, drüben in Amerika. Aber, siehst Du, wie ich herüberkam, nach Paris, in die große Stadt der Eitelkeit und Eleganz, da riet mir die Friseuse, mein Haar blond färben zu lassen, weil mir dies viel besser stehen würde. Ich habe diese Eitelkeit schon oft bereut, und ich verspreche Dir, es soll meine letzte große Modetorheit gewesen sein. Aber heute bereue ich sie nicht mehr."

Das Strumpfband.

Eine intime Plauderei aus der Kulturgeschichte von Oskar Wiener.

Es bleibt sonderbar, daß die Weltgeschichte in den nichtigsten und unbedeutendsten Dingen oft nach Symbolen gesucht hat, und noch sonderbarer ist es, daß diese Sinnbilder nicht schwere Geräte des Männertums, sondern sehr häufig Dinge aus der weiblichen Kleiderkammer entliehen. Wer in den Irrgängen der Kulturgeschichte nach solchen Beziehungen sucht, dem wird es auffallen müssen, daß beispielsweise der Fächer und der Sonnenschirm im Orient als ein Zeichen des Herrschertums in höchster Achtung standen, — daß in den Jahren der deutschen Bauernkriege der Buntschuh einer fränkischen Bauersfrau dem aufständischen Landvolke in die Schlacht vorangetragen wurde, — daß endlich die Gesichtslarve, die unsere Damen auf den Maskenbällen so gern als Schutz vor das Antlitz binden, einst in den Tagen der Vorzeit, von den menschenopfernden Priestern bei Blutfesten getragen, die dunkeln Symbole des Grauens und der Götterverehrung umschrieben. Eine ähnliche, wenn auch weniger erhabene Rolle spielt das Strumpfband, in der Welt-Historie. Dieses vertraute Toilettenstück der Damen, das den profanen Augen Fremder immer verborgen bleibt, schließt mancherlei Episoden von geschichtlicher Bedeutung ein und ist für den Kulturschilderer ein recht interessantes Objekt. Viel Lärm hat schon dieses kleine Gerät verursacht, und wir wollen aus seinen reichen Erlebnissen hier einiges mitteilen.

Das schmale Band, das die Frauen tragen, um damit ihren Strumpf an das Knie zu fesseln, hat in der kultivierten Welt wirklich schon viel von sich reden gemacht, und selbst das hochmütigste Volk dieser Erde nimmt keinen Anstand, seinen höchsten Orden auf ein Strumpfband zu gründen. Das stolzeste Ehrenzeichen John Bulls und das sonderbarste zugleich ist der Orden vom blauen Hosenbande; „Order of the garter", wie er jenseits des Kanals genannt wird. Einer königlichen Laune verdankt er sein Entstehen und einem Zufall. Es war im 23. Regierungsjahre König Eduards III., anno 1350, bei einem Hofball, da verlor Lady Salisbury beim Tanz ihr Strumpfband. Der König hob das blaue Samtband rasch auf, erfaßte aber zufällig auch das Kleid seiner Geliebten dabei und brachte sie so vor dem versammelten Adel in große Verlegenheit. Lady Salisbury verlangte nun, durch das Lachen der Anwesenden aufs höchste beleidigt, vom Könige Satisfaktion. Dieser soll nun zum Beweise der Reinheit seiner Handlung laut gerufen haben: „Honny soit, qui mal y pense!" (Schande dem, der Böses dabei denkt!) und dann noch hinzugefügt, er werde dies dunkelblaue Band zu solch großen Ehren bringen, daß die welche eben noch darüber gespottet, stolz sein werden, es tragen zu dürfen. Bald darauf wurde der Hosenbandorden gegründet. Er ist dem heiligen Ritter Georg, dem Schutzpatron Englands, gewidmet und zeigt ein goldener Rüstung das Bild des Drachentöters auf einem diamantverzierten Schilde. Ein breites dunkelblaues Band, an dessen Ende dieses Schild angebracht ist, wird von den 26 Ordensrittern um die Brust getragen, dazu ein samtenes Kniehand, mit dem goldgestickten Motto und über dem Herzen ein silberner achtstrahliger Stern mit dem roten Georgskreuz in der Mitte. — Nur Souveräne und der höchste Adel Albions haben Anspruch auf diese festlame Auszeichnung, die siebzig Jahre nach ihrer Gründung im „Orden vom goldenen Vließe" einen Rivalen erhielt.

Daß sich die Majestät eines Königs um eines Strumpfbandes willen gebückt hat, machte auf die Frauenwelt einen tiefen Eindruck und man darf darum nicht staunen, wenn das zierliche Band, das zwischen Knie und Wade getragen wird, für die Damen von Stand bald zu einem vornehmen Emblem wird. Die Farbe eines Strumpfbandes ward zur beredten Sprache des Herzens, und plauderte allegorisch aus, was ein verliebtes Seelchen im Zeitalter der Galanterie empfand. „Glücklich der Ritter, der ein grünes Strumpfband von seiner Schönen empfing, glücklicher der, von dem sie ein rosenfarbenes annahm, am glücklichsten gar der, der es beseitigen durfte!" — so berichtet ein Kenner jener verliebten Epoche. Wissen wir doch daß damals die vornehmen Herren das sonderbarste und oft lächerlichste Zeug auf den Hüten trugen, wenn diese Reste und Abfälle der weiblichen Toilettenkunst nur aus der Kammer ihrer Herzalleriebsten stammten. Keinem erschien es komisch, wenn in jener minnesüchtigen Zeit ein Kavalier zu Hofe ritt, und von seinem Helm flatterte der alte Aermel eines Weibergewandes, oder der Wind spielte auf dem Helmtrieb mit einem verregneten und beschmutzten Fetzen, von dem der Ritter stolz verkündete, daß es ein Stück aus dem Hemde seiner vergötterten Frau sei. Am liebsten allerdings hefteten heie jungen Herren schön gestickte Strumpfbänder auf ihren Sturmhut: Kein lieberes Geschenk an Huld und Gnade kannte die Minnezeit.

Die Geschichte des Strumpfbandes reicht aber viel tiefer; aus den Ritterhallen und den Thronsälen führt ihr vielfach verschlungener Pfad bis in die Hütten des Volkes und den Tanzboden der Dörfer. Wer zur Kirchweih und bei den Erntefesten das Strumpfband einer Dirne fand, und es dem schmucken Mädel als ehrlicher Finder zurückgab, durfte sich eine Woche lang ihres unbestrittenen Besitzes erfreuen — so verlangte es der gute Ton auf dem Lande. Es muß hier auch auf den altfranzösischen Brauch hingewiesen werden, der es dem Bräutigam zur Pflicht machte, vor einer feierlich gestimmten Korona der Neuvermählten das Strumpfband zu

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19090725059/fragment/page=0002